

Sara Zarr
Long-Lost Friend

Ihr eigener Geburtstag bringt Jenna jedes Jahr aufs Neue aus der Fassung. Denn dann erinnert sie sich wieder daran, dass sie nicht immer hübsch, schlank und allseits beliebt war. In ihren Kindertagen hieß sie Jennifer, lispelte und wurde als Außenseiterin gehänselt. In dieser Zeit war Cameron ihr innigster und einziger Freund. Doch an Jennifers neuntem Geburtstag passierte etwas, das sie beide traumatisierte, und bald darauf war Cameron verschwunden, sie hielt ihn für tot.

Umso aufgewühlter reagiert Jenna, als sich Cameron an ihrem siebzehnten Geburtstag aus dem Nichts meldet und bald darauf als neuer Schüler an ihrer Schule auftaucht ...

Sara Zarr, aufgewachsen in San Francisco und Pacifica, Kalifornien, lebt heute als Autorin in Salt Lake City, Utah. Ihr Debütroman ›Story of a Girl‹ war 2007 für den National Book Award nominiert. Sie ist eine aktive Bloggerin, die über ihre Website www.sarazarr.com sowie über MySpace und diverse Foren in regem Austausch mit ihren Leserinnen steht. Mehr über Sara Zarr gibt es auch in einem Interview am Ende des Buches.

Eva Riekert ist nach längerer Verlagstätigkeit als freischaffende Übersetzerin und Lektorin tätig, beides im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur. Für *dtv junior* hat sie u. a. alle Bücher von Kevin Henkes übersetzt. Sie lebt in Berlin.

Sara Zarr

Long-Lost Friend

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Eva Rieckert

Deutscher Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe
In neuer Rechtschreibung
September 2009
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtvjunior.de
© 2008 Sara Zarr

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Sweethearts‹, 2008 erschienen bei Little, Brown and Company, New York
This edition published by arrangement with Little, Brown and Company,
New York, New York, USA. All rights reserved.

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag
GmbH & Co. KG, München

Abdruck des Interviews auf Seite 270 ff.
mit freundlicher Genehmigung von Jocelyn Pearce
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Marion Sauer (www.vor-zeichen.de)

Umschlagfotos: plainpicture
Lektorat: Beate Schäfer
Gesetzt aus der Plantin 10,75/14
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71369-6

18. Oktober 1998, 15:30

Ein tropfender Wasserhahn.
Krümel und ein rötlicher Fleck auf der Arbeitsfläche.

Eine halbe Banane, die schon schwarz ist und auch so angegammelt riecht, wie sie aussieht.

Wenn ich den Blick auf diese Dinge konzentriere und auf sonst nichts, wenn ich mich ganz ruhig verhalte, überhaupt kein Geräusch mache, dann ist das hier bald überstanden und ich kann nach Hause gehen, ohne dass Camerons Vater merkt, dass ich überhaupt hier bin.

Er brüllt.

Dass Cameron immer zu spät von der Schule nach Hause kommt. Dass der Käfig für seinen Salamander sauber gemacht werden muss und dass er Cameron nie hätte erlauben sollen, ein Haustier zu halten, denn so würde das ja immer laufen – Kinder vergessen das Tier und sorgen nicht mehr dafür, sie erwarten, dass sich ihre Eltern um alles kümmern; und überhaupt, wie würde Cameron es denn finden, wenn er eines Tages aus der Schule käme und die ganze Familie wäre ausgezogen, ohne ihm was davon zu sagen, einfach weil sie es leid wären, sich um ihn

zu kümmern, so wie Cameron es leid ist, sich um seinen Salamander zu kümmern? *Ich glaube, das machen wir, sagt er. Vielleicht schon morgen. Oder in einer Woche oder in einem Monat. Du merkst es erst, wenn du von der Schule heimkommst und das Haus leer ist. Wie würde dir das gefallen?*

Ich darf Cameron eigentlich nicht besuchen, und sonst auch niemanden. Nicht ohne die ausdrückliche Erlaubnis meiner Mutter. Aber Cameron hat mir etwas zum Geburtstag gemacht. Es ist zu groß, um es mitzubringen, hat er mir in der Schule gesagt, er musste es daheim lassen. Ich habe es noch nicht gesehen. Vielleicht hat er mir einen Kuchen gebacken. Bei dem Gedanken an Kuchen muss ich an meine Brotdose denken und an die beiden Schokokekse, die ich mir aufgehoben habe. Und an den Riegel Milky Way, den ich heute Morgen auf dem Weg zur Schule im Supermarkt geklaut habe – ich habe ihn einfach in meinem Ärmel verschwinden lassen, als die Frau an der Kasse sich umgedreht und Zigaretten für jemand geholt hat. Ich könnte den Schokoriegel mit Cameron teilen; vielleicht sogar eine kleine Kerze reinstecken. Falls er doch keinen Kuchen gebacken hat.

Draußen vor dem Fenster über der Spüle fallen die Blätter. In ein paar Wochen ist Halloween. Ich überlege, was für ein Kostüm ich tragen könnte, und das hilft mir, die Stimme von Camerons Vater auszublenden. Das Kostüm darf nichts kosten, weil wir kein Geld haben. Es darf nicht schwierig zu machen sein, weil meiner Mutter zur Arbeit und in die Schwesternschule muss und nicht viel Zeit hat, sich um solche Sachen zu kümmern. Es darf

kein Harry-Potter-Kostüm sein, weil – Jordana Bennett und Charity Hays haben mich im Mädchenklo an die Wand gedrängt und verkündet, dass nur bestimmte Leute in Harry-Potter-Kostümen kommen dürften, und wenn irgendein anderer, zum Beispiel ich, in einem Harry-Potter-Kostüm aufkreuzen würde, dann würden sie uns zwingen, in der Pause nackt über den Schulhof zu laufen.

Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, dass man diesen Salamander laufen lassen sollte. Wenn du dich nicht um ihn kümmerst, hat er es draußen in freier Wildbahn besser. Oder du erlöst ihn gleich, das ist immer noch besser, als ihn dauernd zu vernachlässigen. Am Ende krepitiert er sowieso, warum also noch warten?

Ich versuche, mir nicht vorzustellen, was Camerons Vater macht, aber vor meinem inneren Auge tauchen trotzdem Bilder auf, zum Beispiel, dass der Salamander kopfüber am Schwanz baumelt oder zwischen zwei großen Händen zerdrückt wird.

Eine Fliege landet auf der Banane, hält inne und bewegt sich ruckartig weiter, und ich zwingen mich, wieder an etwas anderes zu denken, an die Kids, denen ich in der Schule manchmal zusehe, wie sie *Geh weiter – bleib stehen* spielen. Ich selbst habe noch nie mitgespielt und sie fordern mich auch nie dazu auf, egal, wie lange ich rumstehe, nur ein paar Meter entfernt. Ich wünsche mir so sehr, dass mich jemand dazuruft. Meine Mutter sagt, wenn ich Freunde will, muss ich lächeln und freundlich sein, obwohl wir doch beide wissen, dass alles viel einfacher wäre, wenn wir Mormonen wären, wie fast alle an

meiner Schule. Und überhaupt, wen soll ich denn anlächeln, wo mich doch keiner ansieht? Cameron sieht mich an. Er ist der Einzige, der findet, dass ich es wert bin, beachtet zu werden.

Vielleicht sollte ich meine Jacke und meine Brotdose vom Sofa im Wohnzimmer holen und mich verdrücken, ehe mich Camerons Vater entdeckt. Cam kann mir das Geschenk ja später geben. Ich bewege mich so leise und langsam wie möglich, den Blick auf meine rosafarbenen Turnschuhe gesenkt, die wir vor Schuljahresbeginn im Secondhandladen gekauft haben. Da haben wir auch meine Brotdose geholt; Jordana hat gesagt, die sei was für Kleinkinder. Als ich Mom gefragt habe, ob ich mein Pausenbrot in Papiertüten mitnehmen könne wie alle anderen, hat sie gesagt, das sei verschwenderisch und auf lange Sicht auch teurer.

Die Haustür ist jetzt nur noch zehn Schritte von mir entfernt. Vorsichtig greife ich nach meiner Jacke und der Brotdose, ganz vorsichtig, aber der Reißverschluss meiner Jacke schabt an der Brotdose entlang und macht ein Geräusch, das mir irrsinnig laut erscheint. Trotzdem, es kommt niemand und ich schaffe es bis zur Tür. Der Türkнопf ist kühl und ich denke schon an meine Kekse und mein Milky Way und dass sie mich auf dem Heimweg trösten werden, da höre ich die Stimme von Camerons Vater hinter mir.

Wohin denn so eilig?

Kapitel 1

Es gibt Erinnerungen, die einem entgleiten. Manches, was ich von Cameron Quick behalten möchte, habe ich nicht mehr richtig in Erinnerung, zum Beispiel den Schlafanzug, den er anhatte, wenn er bei uns übernachtet hat, oder welche Frühstücksflocken er am liebsten hatte oder wie es sich angefühlt hat, seine Hand zu halten, wenn wir in der dritten Klasse zusammen nach Hause gingen. Ich möchte mich in allen Einzelheiten daran erinnern, wie wir ursprünglich Freunde geworden sind, an einen eindeutigen Ausgangspunkt, zu dem ich immer wieder zurückkehren kann. Er ist eine Geschichte, die ich von der ersten Seite an auswendig können möchte.

Mein Kopf funktioniert aber anscheinend nicht so. Ganz bestimmte Einzelheiten, die Cameron betreffen, sind verschwommen – der Tag, an dem wir uns kennengelernt haben, wie wir uns angefreundet haben, was genau wir zueinander gesagt haben. Es bleiben nur Momentaufnahmen und Schnappschüsse, Teile eines Puzzles. Ab und zu kann ich sie richtig fassen, sie stehen ganz klar vor mir, aber meistens ist es eher so, als ob man nach einem Trugbild greift. Das ganze Bild bekommt man

sowieso nie zusammen; da ist immer etwas, was man nicht weiß, nicht wissen kann. Aber wenn es um Cameron geht, will ich immer mehr, als ich habe; immer würde ich gerne noch ein oder zwei Puzzleteile mehr finden, schon deshalb, weil ich überzeugt bin, dass in diesem Puzzle auch einiges von mir selbst enthalten ist.

Andere Erinnerungen dagegen bleiben kleben, sosehr du dir auch das Gegenteil wünschst. Sie sind wie ein Lied, das du nicht ausstehen kannst, das dir aber unentwegt im Sinn ist und das irgendwann zum Hintergrundgeräusch deines gesamten Lebens wird. Textfetzen und Bruchstücke der Melodie werden angeschwemmt und verebben wieder, ein ewiger Wechsel der Gezeiten, der niemals aufhört.

So ist es mit der Erinnerung an meinen neunten Geburtstag. Manchmal tauchen Einzelteile davon auf. Manchmal wird sie zu einer Endlosschleife, von Anfang bis Ende. Aber immer ist sie da.

Ich habe auch andere Erinnerungen an Cameron, Dinge, die ganz klar vor mir stehen, gute und schlechte. Zum Beispiel wie wir beide zum Läusetest aus der Klasse geholt wurden und uns die anderen Schüler den Rest vom Schuljahr nur die Läusezwillinge genannt haben. Oder wie er in der zweiten Klasse immer Ärger mit unserem Lehrer Mr Duke bekam, weil er nicht aufmerksam war, nicht stillsitzen konnte und seine Schuhe nie zugebunden waren. Wie wir später erst recht zur Zielscheibe wurden, weil wir immer zusammen waren. Und wie uns das alles nichts ausmachte, weil wir uns ja gegenseitig hatten.

Einmal redete Cameron drei Tage lang nicht – weder mit mir noch mit anderen –, nachdem er an einem Dienstag gefehlt hatte und mit eingegipstem Handgelenk zurückkam. Er ging zwar wie immer mit mir nach Hause, saß während der Mittagspause draußen auf der Bank neben mir, in der guten Hand ein Käsebrot und zwischen uns die Schulmilch, die wir gratis bekamen, weil unsere Familien wenig Geld hatten. Aber in diesen letzten drei Schultagen jener Woche sagte er kein Wort. Wenn ich ihn etwas fragte, nickte er nur oder schüttelte verneinend den Kopf, oder er sah mich einfach mit großen Augen an. Als wir uns dann am darauffolgenden Montag wieder sahen, tat er so, als ob alles normal sei.

Ich erinnere mich, dass Cameron mir das Gefühl gab, etwas Besonderes zu sein. Ich fühlte mich beschützt und behütet in seiner Gegenwart. Wenn Matt Bradshaw in der Pause ankam und mich Fettsack oder Stinkie nannte, dann prügelte sich Cameron mit ihm und landete meistens im Zimmer des Direktors. Wenn Jordana mein Lispeln nachäffte oder mich mal wieder »dicke fette Jenny« nannte, klaute er ihr Pausenbrot und warf es weg. An einem Wintertag mit Schnee hatte meine Mutter die Wäsche nicht rechtzeitig aus dem Trockner in der Waschküche geholt und ich musste ohne Socken in den Turnschuhen zur Schule. Da zog Cameron seine Socken aus und gab sie mir. Sie waren noch warm von seinen Füßen.

Und dann war da diese Sache mit dem Ring.

Kurz vor den Sommerferien zwischen dem zweiten und dem dritten Schuljahr saß ich hinten in Moms brau-

nem Toyota, der vor dem hässlichen Wohnblock geparkt war, in dem wir eine Zweizimmerwohnung gemietet hatten. Mom war kurz hineingegangen, um ihre Kellnerinnenuniform aus dem Village Inn gegen den Schwesternkittel für die Schwesternschule auszutauschen, ehe sie mich zu meiner Tagesmutter brachte. Ich weiß noch, dass ich ein Büchereibuch über Opossums vor mir hatte. Mir gefielen die Bilder darin – wie die Tiere über bemooste Baumstämme kletterten und aus Baumhöhlen lugten und wie sie ihre Pfoten reckten, die wie kleine Menschenhände aussahen. Ich versuchte, ohne Lispeln »Opossum« zu sagen. *Opossum* flüsterte ich und hielt die Zunge hinter den Zähnen, wie ich es bei der Sprachtherapeutin gelernt hatte. *Das Opossum spaziert übers Moos*. Ich würde gewappnet sein, wenn Jordana das nächste Mal auf Sam Simpson zeigen und fragen würde: »Wer ist das, dicke fette Jenny? Mir fällt gerade sein Name nicht ein.« Sie machte mich immer nervös und darum kam es jedes Mal gelispelt heraus, egal, wie oft ich daheim geübt hatte.

Ich wollte aber nicht an Jordana denken, deshalb holte ich meine Brotdose heraus. Ich wusste, dass noch eine halb volle Plastiktüte mit Crackern darin war, die ich einer Erstklässlerin gemopst hatte, als sie nicht aufpasste. Essen zu klauen war eine schlimme Angewohnheit, fast schon ein Zwang, und im Moment hatte ich nicht nur Lust auf einen Snack, ich musste ja auch das Beweismaterial vernichten, was allerdings ein Genuss war: die Cracker im Mund zergehen zu lassen und zu spüren, wie sich die salzige, knusprige Härte in einen leicht süßlichen Brei

auflöste. Als ich in meine Brotdose griff, um die Cracker herauszuholen, fand ich darin eine kleine weiße Pappschachtel. Ich war sicher, dass sie in der Mittagspause noch nicht darin gewesen war.

Ich öffnete den Deckel der Schachtel, hob ein kleines Watteviereck ab und entdeckte einen Silberring mit einem glitzernden blauen Stein. Unter dem Ring lag ein mehrfach gefaltetes Stück Papier. Ich faltete es auseinander. Es war eine Zeichnung von einem Haus mit einem Zaun darum und mit einem Baum. Eine Sonne mit Bleistiftstrahlen schien auf zwei Strichfiguren herab, die sich bei den Händen hielten. Unter dem Bild stand in krakeliger Zweitklässlerschrift:

Für Jennifer –

Ich hab Dich lieb.

Von Cameron Quick.

In dem Moment stieg meine Mutter wieder ins Auto ein, warf ihre Bücher auf den Beifahrersitz und schlug die Tür zu. Ich beobachtete ihren Blick im Rückspiegel, während sie fragte: »Was hast du denn da, Liebling?«

Ich schloss die Hand um den Ring. »Nichts.«

Andere Dinge, die ich von Cameron wusste:

Manchmal machte er verrückte Sachen, zum Beispiel prahlte er vor allen, dass er nach Hause gehen würde, ohne auf das Pflaster zu treten. Fünf oder sechs Schüler kamen an dem Tag hinter uns her und sahen zu, wie Cameron von Motorhauben über Zaunpfähle und grasbewachsene Parkstreifen sprang, bis der Abstand zwischen einer Motorhaube und der Bank an einer Bushal-

stelle zu groß war und er danebensprang und sich den Knöchel verstauchte. *Du Vollidiot*, sagten sie lachend. *Dämlicher Vollidiot*.

Es kam noch ein weiteres Mal vor, dass er nicht mehr redete. Am Tag nach meinem Geburtstag kam er nicht zur Schule, und als er wieder auftauchte, blieb er tagelang stumm. Ich überlegte, ob er wohl böse auf mich war und dass vielleicht alles nicht passiert wäre, wenn ich nicht bei ihm gewesen wäre, und ich wollte ihn fragen, was sein Vater gemacht hatte, nachdem ich gegangen war, aber ich brachte die Frage einfach nicht über die Lippen. Schließlich redeten wir überhaupt nicht über das, was an jenem Tag geschehen war, weder miteinander noch mit sonst irgendwem.

Seltsamerweise bildet genau die eine Sache, die ich eigentlich am besten im Sinn haben müsste, das größte Loch in meiner Erinnerung – der Anfang der fünften Klasse, als er eine ganze Woche bei uns daheim wohnte. Nur wir drei, er, ich und meine Mutter. Ich kann mich an nicht viel mehr erinnern als daran, dass ich mich nicht eine Sekunde einsam fühlte. Wir gingen zusammen zur Schule, kamen zusammen nach Hause, aßen zusammen, sahen zusammen fern. Es war, als hätte ich auf einmal eine richtige Familie.

Zwei Monate später fehlte er eines Tages wieder in der Schule. Ich dachte mir, er würde schon zurückkommen; das tat er doch immer. Dann tauchte er aber am nächsten und am übernächsten Tag auch nicht auf. Ich musste an das denken, was an meinem Geburtstag passiert war, und

hatte Angst, jemanden zu fragen, wo Cameron sein könnte, bis die Ungewissheit immer schlimmer wurde und ich es nicht mehr aushielt. Schließlich wandte ich mich an unsere Lehrerin Mrs Jameson und sie sagte: *Ach so, der ist weggezogen, hast du das nicht gewusst?*

Was?

Er ist weggezogen, Schätzchen. Nun setz dich hin, damit wir mit Zeitgeschichte anfangen können.

Ich saß an meinem Pult und ließ die Tränen auf mein Heft tropfen, während Jordana mit Heftklammern nach mir warf, sobald uns Mrs Jameson den Rücken zukehrte. *Heulsuse*, zischte sie. *Dickes, fettes Baby*. Was Jordana nicht begriff, war, dass sie mir nicht wehtun konnte. Nichts schmerzte so sehr wie die Erkenntnis, dass Cameron fort war und sich nicht verabschiedet hatte.

In den nächsten zwei Wochen reimte ich mir alle möglichen Erklärungen zusammen. Vielleicht war er irgendwo hingezogen, wo es keine Telefone gab. Afrika, dachte ich mit einem Blick auf die wellige bräunliche Weltkarte, die in einer Ecke im Klassenzimmer stand. Vielleicht war er auf einem Schiff im Indischen Ozean. Oder er war in einer Schneehöhle in Alaska, eingemummt in Biberfell, und aß Walfischfleisch. Er würde zurückkommen, dachte ich, und mir alles erzählen.

Kurz darauf verlor ich die einzige andere Beinahe-Freundin, ein Mädchen namens Gretchen, die in dem Jahr neu zu uns gekommen war und sich mir jeden Tag beim Mittagessen angeschlossen hatte – mir und Cameron, wenn er da war. Das machten neue Mitschüler öfter

einmal, bis sie herausfanden, wer zu den unbeliebten Versagern gehörte.

Ich bin froh, dass Cameron weggezogen ist, sagte sie eines Tages. *Er war unheimlich.*

War er nicht.

Doch, wohl. Ich mochte es nicht, wenn er bei uns war. Geziert und vornehm nahm sie ihre Cafeteriagabel in die Hand, mit einem Seitenblick auf Jordana, die sie offenbar zu beeindrucken versuchte.

Du hast ja keine Ahnung von Cameron, sagte ich zu Gretchen. *Also hör mit dem Quatsch auf.*

Ent-schul-di-gung. Ich wusste nicht, dass ihr miteinander geht. Sie blickte auf ihr Tablett. *Hast du mein Brownie genommen?*

Du willst wohl lieber Jordanas Freundin sein? Dann mach doch.

Ich nahm mein Mittagessen, stand auf und setzte mich allein woandershin. Später zog ich Gretchens Brownie aus meiner Jackentasche, zupfte die Flusen ab und aß es auf. Sie tat sich mit Jordana und ihrer Clique zusammen und erzählte ihnen, Cameron sei mein Freund und wir seien beide verrückt und widerlich, und wahrscheinlich würde mal ein Schlägertyp aus ihm werden, wenn er älter sei. Während der nächsten zwei Monate war ich jeden Tag allein, in der Schule und solange meine Mutter bei der Arbeit war, auch daheim – allein allein allein, und immer wieder fragte ich mich, wo Cameron wohl sein mochte und was ich ohne ihn machen sollte. Wenn Mom zu Hause war und mir Gute Nacht sagte, fragte ich sie

jedes Mal, was sie denn glaube, wo er stecken könnte. Jedes Mal, wenn ich sie fragte, wurde sie ganz still, bis sie schließlich meinte: *Ich weiß nicht, Liebling. Ich weiß es auch nicht.*

Eines Tages in der Pause sagte Matt Bradshaw zu mir, dass Cameron tot sei. Er behauptete, Cameron und seine Familie seien nach San José in Kalifornien gezogen und er sei an seiner neuen Schule immer in Prügeleien verwickelt gewesen. Das klang plausibel, denn er hatte sich ja auch hier mehr als einmal mit Matt geprügelt und mich immer gegen Jordana verteidigt. Matt sagte, Camerons Feinde hätten ihn herausgefordert, vom Dach der Schule zu springen, und er hätte es wirklich gemacht. Dabei sei er zu weit gesprungen und auf der Straße gelandet. Ein Auto sei gekommen und habe ihn überfahren. Schluss, aus. Jordana und Matt malten besonders aus, wie Camerons Gehirn über die Straße gespritzt sei.

Du lügst, sagte ich zu Matt. *Du bist ein Lügner.*

Jordana schüttelte den Kopf. *Nein, er lügt nicht. Meine Mutter hat es in den Nachrichten gesehen. Jeder weiß es.* Sie sah sich nach den andern Schülern um, die sich um uns versammelt hatten. *Stimmt doch?*

Ein paar von ihnen nickten. Eine sagte: *Doch. Frag Mrs Jameson. Wir haben es schon lange gewusst, aber sie hat gesagt, wir sollen dir nichts sagen, weil sie wusste, dass du doch nur wieder heulen würdest.*

Das war immerhin eine Erklärung dafür, dass er mir nicht geschrieben hatte.

Und er kommt in die Hölle, sagte Matt. *Er wird in der Hölle schmoren. Für immer.*

Um mich herum verschwamm alles. Das Letzte, was ich sah, war das grobkörnige Bild von Jordana, die auf mich zeigte und sagte: *Achtung, passt auf, die dicke fette Jenny fällt in Ohnmacht.* Und so war es auch. Als ich die Augen wieder aufschlug, standen sie alle um mich herum. Matt lachte, Jordana glotzte neugierig und Gretchen sah ein bisschen erschrocken aus.

Ich war hart mit dem Ellbogen aufgeschlagen. Mein Knie blutete. Ich fing zu weinen an, vor ihnen allen, aber niemand half mir aufzustehen oder fragte mich, ob alles in Ordnung sei, es holte auch keiner einen Erwachsenen. Schließlich kam der Lehrer, der Pausenaufsicht hatte, herüber, um zu sehen, was es zu glotzen gab. Ich weiß noch, dass ich ihn Hilfe suchend ansah, aber er sagte nur: »Wisch dir die Nase«, zog mich an meinem verletzten Ellbogen hoch und brachte mich ins Schulhaus, wo ich ausgefragt wurde, was denn nur los sei. Aber ich brachte kein Wort heraus. Ich weinte nur hemmungslos, bis jemand meine Mutter bei der Arbeit anrief und sie mich abholen kam.

Ich fragte sie, ob es wahr sei.

Sie sagte: *Es tut mir so leid, Jennifer.* Sie setzte sich zu mir, streichelte mir den Rücken und brachte mir ein Schokoladeneis mit Keksstückchen. Aber nichts, was sie sagen oder tun oder mir zu essen geben konnte, half mir. Ich verkündete, dass ich nie wieder in die Schule gehen würde. So gut ich es in dem Moment ausdrücken konnte,

sagte ich ihr, dass ich mir ein Leben ohne Cameron Quick nicht vorstellen könnte. Ich wollte nicht ohne den einzigen Menschen sein, der mich wirklich kannte; nicht ohne seine Art, mich zu sehen, durch die auch ich mich selbst in einem anderen Licht wahrnahm.

Sie sagte, ich solle doch nicht so traurig sein, ich hätte ja noch sie. Als ob das irgendwas mit der ganzen Sache zu tun hatte. Sie hatte ich ja *immer* gehabt, aber was hatte mir das schon gebracht? Sie erlaubte mir, zwei Tage zu Hause zu bleiben, mehr nicht; ich müsse mich eben noch mehr anstrengen, um Freundschaften zu schließen. Da wandte ich mich von ihr ab und sagte kein Wort mehr darüber.

In jener Nacht malte ich mir ein Begräbnis für Cameron aus, mit riesigen Blumengestecken und großen Torten und Tablettis voller kleiner Häppchen und dem Chor aus dem Gotteshaus der Mormonen, der auf der Trauerfeier sang. Cameron lag friedlich in seinem Sarg, die Hände auf dem Bauch gefaltet. Dann schloss ich den Deckel, denn es tat mir zu weh, ihn anzusehen. Cameron und all meine Erinnerungen an ihn wurden in den Boden gesenkt. Und irgendwie wusste ich, wenn ich überleben wollte, musste die Person, die ich war, mit ihm begraben werden.

Kapitel 2

Geburtstage sind schwierig für mich, sie waren es schon immer, seit meinem neunten Geburtstag. Aus verständlichen Gründen. Während sich meine Mitschüler darauf freuten, im Mittelpunkt zu stehen und Geschenke zu bekommen und dem Erwachsensein wieder ein Jahr näher gerückt zu sein, hatte ich jedes Jahr den Wunsch, der achtzehnte Oktober könnte aus dem Kalender gestrichen werden, ein für alle Mal.

Mein siebzehnter Geburtstag bildete da keine Ausnahme.

In den Sekunden zwischen Aufwachen und Augenaufschlagen dachte ich noch nicht daran, welcher Tag es war. Ich ging meine übliche morgendliche Checkliste durch: was ich anziehen würde, welche Bücher ich für die Schule brauchte, was ich frühstücken wollte, wie ich mir die Haare frisieren und wie viel Zeit ich dafür brauchen würde. Ich musste nicht auf die Uhr auf meinem Nachttisch sehen, um zu wissen, wie spät es war – ich wachte immer zur gleichen Zeit auf, so sehr war mir das Bedürfnis nach Routine bis in die letzten Zellen gedrungen. Es würde sechs Uhr sein, plus oder minus fünf Minuten. Ich